



# Feierabend



## Jazz in der Kirche.

Von Ernst Toller.

Der Almanach der World verzeichnet 211 Kirchen in Amerika. Die Zahl der Sekten ist Legion. Jeder glaubt, in ihr offenbare sich die göttliche Wahrheit, sie, nur sie, führe ihre Anhänger ins Paradies menschlicher und himmlischer Seligkeit. Frömmigkeit und Geschäftstüchtigkeit, Hingabe und Reklamejucht, Bauernjüngerei und Raivität mischen sich zu den kuriossten Gebilden. Man sehe sich den Inzeratenteil der Los Angeles Times an.

Miß Leila Castberg predigt in der Kirche göttlicher Allmacht, in Klammern: und fortschrittlicher Gedanken, über die wesentlichen Wahrheiten Christi, „in dynamischer und kräftiger Form“. Sie hat einen Klub in Hollywood gegründet, der sich „der einsame“ nennt, und veranstaltet ab und zu besondere „Heil-Gottesdienste“. Auch der Totfranke kann gesund werden.

In der Kirche der Universalisten werden Sie lernen, das Häßliche aus Ihrem Leben zu bannen. Selden Shopard's bringt Ihnen bei, wie Sie Ihr Leben melodisch stimmen können. Bemühen Sie sich Sonntag abend hin und Sie sehen gleichzeitig das Drama „Der Prophet der Straße“. Zwölf Charaktere studieren Sie darin. Auch Sieder werden Sie hören. Kommen Sie, der Universalismus geht Sie an!

„Hören Sie John Wesley Lee! In der Gospel Tabernacle Kirche predigt er Sonntags dreimal über fleischliche Enthaltensamkeit.“

„Wollen Sie erfahren, wer das Rote Meer teilte? Bob Schuler wird Ihnen die Antwort geben. Sind Sie krank oder verheiratet, stellen Sie Ihr Radio auf RCF.“

„Der berühmte Texas-Evangelist Rofford wird Sie und unsere Zeit analysieren. Christadelphian Ecclesia! Plätze sind noch zu haben.“

„Ergählungen toter Männer! Da wundern Sie sich! Hören Sie! Kommen Sie! Ueberzeugen Sie sich!“

„In der Weltholzfaller-Kirche werden Sie erfahren, wie das Palästina-Mandat geändert werden muß, damit alle Nationen zufrieden sind und Jerusalem die Hauptstadt der Welt wird!“

Von Nimée McPherson habe ich in einem andern Aufsatz berichtet.

Überall unterstützen reiche Leute diese Sekten, jede Kirche hat als Schutzheilige ihre kleinen „Kodessellers“. Ein gutes Mittel gegen Unzufriedenheit, Verzweiflung und rebellische Auflehnung.

Für die Armen im Geiste bedeuten die Erbauungsandachten mit Musik und Schauspielen eine Abwechslung in der grauenhaften Monotonie amerikanischen Alltags und Sonntags.

Hier kann der Mensch, von den Fesseln typisierter Gewohnheiten befreit, sich ausleben, hier kann er Ersatz finden für Alkohol, Morphium, Kokain und Sexualorgien.

Ich sah viele Sekten, sah die Kirche von Nimée Temple McPherson in Los Angeles, sah den Tempel der jüdischen Reger in Harlem, nie aber war ein Kult so gelöst im Gefühl, so hemmungslös in der Gebärde wie der in der „Einzigen Kirche des Lords“.

Reger waren die Gläubigen. Meist Frauen. Auf rohen Holzbänken saßen sie. Rechts und links von der Kanzel standen Chormädchen in weißen Hemden. Im Orchester: Posaunen, Trompeten, Trommeln, Tarantellen.

Der Chor singt zu fröhlicher Jazzmelodie in hüpfendem Rhythmus eraste, schneidende Worte: „Herr Jesus, schon lange ist es her, daß du am Flusse gewandelt bist, wann wirst du dich wieder zeigen?“ Der Chor hört zu singen auf, nur die Trommeln dröhnen dumpf und eintönig. Plötzlich klatscht ein Chormädchen in die Hände und singt mit greller, dissonanzgefärbter Stimme: „Somebody touch my soul“ — irgendwer rührt meine Seele! Mit wildem Schrei antwortet die Gemeinde: „Es wird Jesus sein!“ Der Wechselgesang wird unzählige Male wiederholt. Immer wilder, immer erregter werden die Stimmen, immer leiser der Trommelwirbel. Jäh springt eine Frau auf und beginnt zu tanzen. Der Chor verstummt. Das Gesicht der Frau, eben noch flach und gewöhnlich, wölbt sich in schmerzlicher Verzückung. Während ihre Füße, die im Alltag plump und schwer sein mögen, einen herkulischen, wilden One-step auf der Stelle

tanzten, fliegen ihre Arme rhythmisch auf und nieder. Eine verhasste Schicht nach der andern löst sich von diesem Gesicht. Es schält sich gleichsam auf. Eben schien es vergraben, maskiert, jetzt wird es nackt und wesentlich. Die Gemeinde klatscht sitzend den Takt synkopisch gegen den Takt der Musik. So steigert sie den Tanz der Frau in Ekstase, bis diese auf ihren Sitz zurückfällt, erschöpft und wieder gewöhnlich. Der Wechselgesang hebt von neuem an. Nach einer Weile springt eine andere Frau tanzend auf. Nun tanzen dort und dort Frauen, alte und junge, schön gewachsene und krüppliche. Allgemeine Tanzaserei will die Gemeinde paden. Da gibt der Prediger ein Zeichen, die Musik bricht ab, der Gesang hört auf. Hier und da hört man Stöhnen, dann herrscht Stille.

Der schwarze Prediger, von gedrungener Mehrgestalt, spricht zu seiner Gemeinde: „Gott,“ sagt er, „hat einst die Juden auserwählt. Sie wurden zur Hälfte getötet, die andere Hälfte vertrieb man. Die Vertriebenen kamen nach Rußland. Die Russen behandelten sie schlecht. In grausamen Pogromen mußten viele Juden sterben. Da bestrafte Gott die Russen, indem er ihnen — Kerenski schickte. Jetzt sind die Reger das auserwählte Volk. Zu ihnen am allerersten wird Christus kommen. Zu einigen kam er schon heute. Die Gemeinde hat es gesehen. Ja, er kam, er kam, er kam!“ Die letzten Worte spricht der Prediger nicht mehr, er singt sie mit schmelzendem Tenor. Die Gemeinde fällt ein, Posaunen schmettern jubelnd die Begleitung.

Ich stand auf. Mir war seltsam zumute. Ich hatte mich dabei beobachtet, wie beim Tanz der Frauen meine eigenen Füße zu klopfen begannen, wie ich in Befrucung geriet, mirzuklatschen gegen den Takt der Musik.

Alles strömte in den Keller. Ich folgte dem Zug. In einem Raume knieten die Bekehrten und beteten. Auf ihnen saßen oder hockten die Engel des Chors. In andern Räumen war ein Kramladen aufgetan, der dem Regerpastor gehörte. Darin konnte man Gebetsbücher und Gesangstegte, Kreuze und Notizen, Himbeerlimonade und Bonbons, alkoholfreies Bier und Schokolade, Eiskreme und Soda kaufen.

### Seebad.

Manche Männer sind hier  
 'zig Millionen und zwei Zentner schwer,  
 Sehn sie ins Meer,  
 Sind sie genau so naht wie wir,  
 Die wir nichts besitzen.  
 Sie schwitzen.  
 Wir schwitzen.  
 Das ist mal so.  
 Nahtheit ist roh.  
 Madams — o — o  
 Sieht im Tritot,  
 Da ihn kein Kleid verbirgt,  
 Da er nur naßig wirkt,  
 Nicht günstig aus.  
 Das Fräulein X  
 Hat niz.  
 Niz hier — Scheine . . .  
 Doch Beine, Beine . . .  
 Man möchte gern . . .  
 Sie wirkt auf Herrn . . .  
 Das ist mal so.  
 Nahtheit ist roh.  
 Da sieht man nicht Moneten.  
 Geldsüde und Proleten,  
 Sie schau'n hier in den Fluten  
 Für einige Minuten,  
 O Gott, o Graus!  
 Einer wie der andre,  
 Eine wie die andre  
 Unmenschlich menschlich aus.

Carl Briniger.

### Die Parabel vom Urlaub.

Von Eschb, dem Weisen.

Nun geschah es, daß ich einst in einer Stadt wohnte und daß ich, wenn die Arbeit all der Wochen schwer gewesen war, zur Sommerzeit auf Urlaub ging. Und daß ich in den Hügeln von Vermont öfter eine Kutsche bestieg, deren Lenker ein Mann von Erfahrung war. Und daß er öfter zu mir sprach und jedes Jahr die gleiche Last seiner Klage vor mir herwälzte:

„Sieh, du kommst auf Urlaub hierher und bist doch ein Mann, der nicht schwer arbeitet, denn du bist weder ein Weber, noch sammelst du Heu für die Schauer. Und so einer wie du, sind in der guten, schönen Sommerzeit die meisten von denen, die meine Kutsche besteigen. Ich aber sitze jahrein, jahraus, es sei naß oder trocken, heiß oder kalt auf diesem verdammten alten Kasten und hab' seit vierzig Jahren keinen Urlaub gehabt!“

Nun, als ich diese Rede einige Male gehört hatte, schrieb ich an den Verwalter dieser Strecke und sagte ihm: „Siehe, dieser Wagenlenker deiner Gesellschaft hat lange Zeit Dienst getan und niemals einen Urlaub genossen. Gib ihm zwei Wochen Urlaub, auf daß er einen Urlaub genieße, wie die übrige Menschheit es tut!“

Und sie gaben ihm den Urlaub, wie ich es erbeten hatte. Und sie sandten einen andern Lenker für die Strecke, damit er die Kutsche lenke, und der erste seinen Urlaub genieße.

Und als ich im nächsten Sommer wieder des Weges kam, befragte ich ihn über seinen Urlaub, und wie und wo er ihn verbracht habe. Und er befreite sich vorerst von einer Last, die er mit getragen hätte, nämlich ein Mund voll Tabakspies, und dann gab er mir zur Antwort: „Am ersten Tag — es war ein Montag — fuhr ich mit dem neuen Kutscher, um ihm die Strecke zu zeigen.“

Und weil er sehr langsam begriff, fuhr ich auch am Dienstag mit ihm.

Und am Mittwoch fürchtete ich, die alte, braune Stute könnte ein Hufeisen verlieren —

also hielt ich noch einmal mit und hielt beim Hufeisen an, der weiß, wie ein Eisen am Fuß sitzen muß!

Und am Donnerstag fuhr die Witwe Stiles in die Stadt, und ich wußte, daß ihre Lunte mitgenommen werden müsse, und ich fürchtete sehr, der neue Kutscher könnte sie vergessen! Also fuhr ich noch einmal mit!

Und am Freitag sah's ganz regnerisch aus, und das schien mir nicht der rechte Tag für einen Mann, um einen Urlaub anzutreten. Also fuhr ich auch am Freitag mit!

Und am Samstag regnete es wirklich, und das schien mir nicht der richtige Tag für einen Mann, um zu Hause herumzusitzen und nichts zu tun — also fuhr ich auch am Samstag noch mit.

Und am Montag war ein Haufen Stadtmenschen da, die übern Sonntag herausgekommen waren, und sie wollten natürlich wieder in die Stadt zurück, und da waren auch ein

paar Umständliche und Merkwürdige darunter, und da hab' ich mir halt gedacht: die schau dir an, wie die einsteigen!

Und am Dienstag ist mir eingefallen, daß mein halber Urlaub schon vorüber ist, und daß ein Einsichtiger in einer Woche eigentlich nicht mehr viel anfangen kann, und so bin ich halt wieder mit dem Ersatzkutscher gefahren und hab' ihm gezeigt, wie man's machen muß.

Und am Ende der zweiten Woche war er ein todesloser Kutscher, und wenn ich damals noch Urlaub gehabt hätte, hätt' ich ihn ganz allein fahren lassen können!“

So sprach der Wagenlenker, der sich immer beklagt hatte, daß er nie einen Urlaub gehabt habe. Und ich dachte viel darüber nach, was er zu mir gesagt hatte, und ich sagte: „O du gütiges Geschick, laß mich nicht einer von denen sein, die immer um dasjenige plärren, was sie nicht haben, und die nicht wissen, was damit tun, wenn sie es haben!“

### Frauen im Kriege.

Mrs. Dieß pfeift.

Von Helen Jenna-Smith.

Frauen an der Front — wenn es auch dies, als der Massentwahn die Menschheit besiel, nicht gab, so standen und wirkten doch als Sanitärinnen viele unmittelbar hinter den ersten Linien. Wie es hier zugeht, was diese Frauen erlebten und erlitten, schildert Helen Jenna-Smith aus eigenem Erlebnis, die gleich als Fahrerin einer Sanitätskolonne auf der französischen Front sich heroisch betätigte. Wie sie in dieser vertierten Menschheit den Krieg hassen lernt, darüber berichtet sie in einem soeben erschienenen Buche („Mrs. Dieß pfeift.“ Verlag E. Fischer, Berlin), das geradezu als Manifest, als stammender Aufschrei gegen den Krieg bezeichnet werden kann. Wie wieder wäre ein Krieg möglich, wenn alle Frauen und Männer dieses mit grimmiger, erbarmungsloser Wahrheitliebe und schneidender Satire geschriebene Buch lesen würden. Mit Erlaubnis des Verlages geben wir nachstehend eine Stelle daraus wieder:

Ich habe Angst, daß ich verrückt werde . . . daß man mich eines schönen Morgens im Geröll am Fuß irgendeines steinigten Abhangs findet, wie man Hudauf fand am Tage nach dem Luftangriff, der den Lazarettzug in Trümmer verwandelte. Sie habe sich verfahren und in der Dunkelheit den Bahnhof und die Kontrolle über den Wagen verloren, sagten die höheren Instanzen. Und das in der hellsten einer ganzen Serie von Vollmondnächten!

Ein Unfall . . . So ruht nun Hudauf an der Seite von Toth in dem freudlosen Friedhof im Schatten der Hexenhand.

Ein Unfall . . . Die Fahrerinnen gehen herum mit bösen Blicken, und Dinge werden geflüstert, die nicht angenehm zu hören sind . . . und ich in den Stunden nach dem Mitternachtstransport sitze da, denke Dinge, die besser nicht gedacht werden . . . meine Finger um den dicken roten Hals der Kommandeuse gekrallt, mich weidend an der langsam schwindenden Kraft dieses stämmigen gesunden Körpers, bis mir schlecht wird und mir fast die Sinne vergehen vor mörderischer Luft.

Das vergeht . . . aber statt dessen ist etwas Schlimmeres da. Ich werde jetzt von Gesichtern verfolgt wie Hudauf. Wenn immer ich meine schmerzenden roten Augen schließe, zieht

ein Zug von Männern an mir vorbei — verstümmelte Männer; Männer ohne Arme und Beine, Gasvergiftete, die husten, husten, husten; Männer mit unheimlich brennenden Augen; Männer mit halb weggeschossenen Köpfen und Gesichtern; Männern mit blutenden Gesichtern aus rohem Fleisch, zu mir emporgewandt; gefolterte Männer, alle herschauend zu mir, wie ich in einem Schlafack liege und zu schlafen versuche . . . ein endloser Zug des Grauens, der mir nicht Ruhe läßt. Ich fürchte mich. Ich fürchte mich vor dem Berrücktwerden. Gib's noch mehr solche Angstbesessene hier bei uns wie mich und wie Hudauf . . . noch mehr, die es nicht zugeben, wie ich es nicht zugebe, wie Hudauf es nicht zugab . . . noch mehr, die täglich in einer Hölle von Angst leben? Denn ich habe Angst vor diesen verstümmelten Männern meiner Phantasie, viel mehr Angst als vor denen, die ich wirklich von den Transportzügen in die Lazarette fahre. Die Männer in meinem Wagen schreien doch wenigstens, aber dieser Geisterzug ist geisterstumm. Ich habe Angst vor ihnen, vor diesen stummen Männern, denn ich fürchte, sie werden mich mein ganzes Leben lang begleiten und alles Schöne nicht heranlassen an mich bis zur Stunde meines Todes. Und ich fürchte sie nicht nur, ich hasse sie. Ich hasse diese verstümmelten Männer, die mich nicht schlafen lassen.

O die Schönheit von Männern, die heil und ganz sind, die gerade Arme und Beine haben, deren Körper nicht grausam zerfleischt und von Granaten zerfetzt sind, deren Augen nicht voll Grausen, deren Gesichter klar und wohlgeformt sind, deren Mäuler lächeln statt schmerzverzerrt zu grinsen . . . o die Schönheit und das Wunder von Männern, die heil und ganz sind. Baynton, jung und stark, mit frischen Gliedern — sind seine Augen noch strahlend und glücklich, wie sie es an dem Nachmittag waren, wo wir das Konzert hörten in dem Gefangenenlager . . . oder starren sie bidlos zum Himmel irgendwo in Niemandesland — die klare Haut von Giftgas verfärbt zu einem scheußlichen Blau — der junge Körper zerfetzt und zerschmettert und blutig? Roy Evans-Rawnington . . . lächelt er noch und schaut so eifrig drein wie an dem Tag, wo er sich photographieren ließ in seiner Leutnantsuniform . . . oder ist das Lächeln erstarrt auf seinen ungläubigen Lippen?

O die Schönheit eines Mannes, der heil und ganz ist. Werde ich je einen Geliebten



haben, der jung und stark und unberührt vom Kriege ist, der nicht gesehen hat, was ich gesehen habe? Werde ich je von einem Manne geliebt werden, dessen Augen mein Bild widerspiegeln, ohne daß der Schatten des Krieges zwischen uns aufsteigt? Einem Mann, in dessen Armen ich die Verstimmelten alle vergessen kann, die vor mir aufmarschieren in endloser Parade im Dunkel vor Morgengrauen, wenn ich daliege und denke und denke und denke, weiß der Geisterzug mich nicht schlafen läßt?

Was soll aus Frauen wie mir werden, wenn dieser Krieg zu Ende ist . . . wenn er je zu Ende geht? Ich bin zwanzig Jahre alt und kenne nichts vom Leben als Tod, Angst, Blut und die Nüchternheit, die diese Dinge im Namen des Patriotismus verherrlicht. Ich sehe meine eigene Mutter, wie sie gefühllos und laßbütig, freilich auch gedankenlos — denn sie ist eine gute Frau — die Söhne anderer Frauen anseuert, ihre Brüder unzubringen; ich sehe meinen eigenen Vater — ein gutmütiges Wesen, das seiner Pflicht absichtlich etwas zuleide tun würde — wie er dem Erfinder irgendeines neuen Tauselwerks jubelt, mit dem garantiert Tausende seiner Mitmenschen zu drei geremelt werden können. Und meine Generation sieht alle diese Dinge mit an und staunt über die blinde Narztheit der andern . . . unfähig, ihrer unreifen Stimme Gehör zu verschaffen vor dem sinnlosen Gezeiter der Alten, die unaufhörlich „Töten, töten, töten!“ schreien.

Was soll aus Frauen wie mir werden, wenn das Töten zu Ende ist und der Friede kommt? . . . Wir, die wir früher erröteten, wenn vom Kinderkriege die Rede war, besprechen diese Dinge jetzt so nebenbei, wie wir früher über das neueste Gesellschaftsspiel sprachen;

Kaufschheit erscheint als pure Zeitverwendung hier, wo das Lebenslicht der Jugend so schnell verlöscht.

Früher durften wir nach Dunkelwerden nicht ohne Begleitung ausgehen; jetzt können wir die ganze Nacht mit einem Mann allein durch die verlassenste Gegend fahren — vorausgesetzt, daß er in Uniform ist und wir Befehl haben, ihn zu fahren.

Ich blide in Jahre, die kommen werden, und sehe im Geiste würdige Greise vor mir in ihren Lehnstühlen und höre sie bittere Klage führen gegen uns, daß wir so gar nichts mehr an uns haben von der Liebenswürdigkeit und Sanftmut unserer Mütter und Großmütter; daß wir eine Sprache reden, die nicht die Sprache von Damen ist; daß wir eine Langbodemoral haben, weil wir die Liebe unbedenklich als Betäubungsmittel benützen, um zu vergessen, da wir uns nun einmal gewöhnt haben, so viel wie möglich vom Leben zu nehmen, solange wir am Leben sind . . .

Und die nächste Generation . . . unsere jüngeren Brüder und Schwestern . . . junge Geschöpfe, aufgewachsen in einer Blut- und Sogatmosphäre —, ich sehe sie hart und unempfindlich und kalt . . . gefühllos, ungütig, grausam kritisch, rücksichtslos, voll Groll gegen uns, die wir ihre Kindheit um ihren Glanz betrogen haben . . .

Und ich sehe uns als eine Rasse für sich, uns Kriegsprodukte — gefürchtet von den Alten und gemieden von den Jungen —, eine Rasse von körperlich verstimmelten Männern und seelisch verstimmelten Frauen.

Was soll aus uns werden, wenn das Töten zu Ende ist?

## Die Verhäßlichungskunst der Tibetenerin.

Während in allen zivilisierten Ländern die Damen Millionen und Milliarden dafür ausgeben, um sich zu verschönern, gibt es ein Land, in dem das weibliche Geschlecht gerade die gegenteilige Absicht verfolgt und die Verhäßlichung geradezu zu einer Kunst ausgebildet hat. Dieses Land ist Tibet. Wenn die Frauen nach unserem Schönheitsbegriff dort schon an und für sich nicht gerade von der Natur reich ausgestattet erscheinen, so tun sie noch alles Erdemögliche, um sich absichtlich zu entstellen. Sie beschmieren sich nicht nur ihre Gesichter mit einem rötlichschwarzen Puder, der aus Blut und Pflanzen hergestellt wird und nicht besser riecht als er aussieht, sondern sie bringen sich außerdem noch auf ihren Baden große schwarze Flecken an, besonders stark an den Schläfen. Diese eigentümliche Entartung der Mode, die das Gesicht der Tibetenerin zu einer gräßlichen Maske verunstaltet, soll vor vielen Jahrhunderten von den Dalai-Lamas eingeführt worden sein, um die Keuschheit der Ehefrauen zu befestigen. Das Schwärzen des Gesichtes ist nämlich nur den verheirateten Frauen vorbehalten, und sofort, wenn ein Mädchen heiratet, muß es auch sein Gesicht mit dem ruhigen Schmutz beschmieren. Die Priester erklären, daß die Schönheit einer Frau zum wahren Glück in der Ehe ungeeignet sei, daß es schandhaft sei, wenn Frauen, die bereits einen Mann haben, ihre Reize zur Schau stellen und dadurch in andern Männern böse Gelüste erregen können. Ehefrauen Tibets verzichten daher auch auf jeden Schmuck, auf jede Kleidung, durch die ihre Formen hervorgehoben werden könnten. Sie tragen gewöhnlich eine Art Umhang aus dunklem dicken Stoff und hüllen sich in diese Gewänder so, daß häßliche Falten ent-

stehen. Die Ehefritten in Tibet sind, wie alle Forschungsreisende berichten, sehr verschiedenartig. Es gibt Gegenden, in denen die Frauen dem Manne, den sie sich gewählt haben, unbedingt treu bleiben müssen und in denen daher besondere Häßlichkeit als Schutz gegen jede Verführung gilt. In andern Gegenden aber wechseln die Frauen unbedenklich die Männer und haben mehrere Gatten. Besonders besitzen mehrere Brüder häufig nur eine Frau. Trotzdem wird auch von diesen Damen verlangt, daß sie in ihrer Erscheinung recht unscheinbar auftreten, denn der Tibeter hegt stets die Furcht, daß die Frau, die ihm gehört und dient, die begehrliche Aufmerksamkeit Fremder erregen könne.

## Zahlen.

Die Lehremeister in der Kunst des Zahlens und Rechnens sind die alten Indier gewesen, die auch besonders an großen Zahlen Gefallen fanden und gelegentlich bei ihren vielen Zahlenspielerereien immer neue Zahlwörter schufen.

Wir zählen z. B. bis 10 und fangen dann wieder von vorn an, indem wir Einer und Zehner kombinieren, bis wir zu 99 gelangen. Statt Zehzig sagen wir dann Hundert. Bei zehn Tausend erst haben wir ein neues Zahlwort; wir sagen Tausend. Erst in weiter Ferne kommt wieder ein neues Wort: die Million, und je höher wir steigen, desto unbegreiflicher wird uns die Bedeutung der Zahl. Aber eine Million ist uns schließlich noch geläufig. Dennoch staunen wir, wenn wir hören, daß ein Jahr mehr als 30 Millionen Sekunden zählt. Manche finden das zu viel, manche zu wenig.

Das Wort Million bedeutet tausend mal tausend und entstammt dem Italienischen.

Zuerst wurde es 1494 erwähnt und war damals so viel wie „zehn Tausen Goldes“. Die Bezeichnungen und Namen Billion, Trillion usw. waren vor wenigen Jahrhunderten noch gänzlich unbekannt. Erst im 18. Jahrhundert wurden sie von Astronomen und Mathematikern erfunden und angewandt, da man mit den bisherigen bekannten Größen nicht mehr auskam. Eine Billion ist Million mal Million. Diese Zahl ist uns ja gerade durch die Inflation sehr geläufig geworden, die durch ihre Zahlengrößen schon fast eine Art astronomischer Unterricht gewesen ist. Aber mit der Billion ist noch lange kein Zahlenende erreicht. Million mal Billion nennen wir Trillion. Achtzehn Trillionen Weizenkörner schuldet noch heute der König Scheman in der bekannten Sage dem Erfinder des Schachspiels Sessa.

Aber weiter und weiter geht es. Million mal Trillion ist eine Quadrillion. Ein Pfennig, zur Zeit Christi mit 4 Prozent Zinsen angelegt, wäre heute ein Betrag von mehr als 900.000 Quadrillionen, also annähernd eine Quintillion, Mark. Als Kuriosum sei auch noch erwähnt, daß das Wort Milliarde für 1000 Millionen erst im Jahre 1830 in der französischen Finanzsprache aufkam.

## Blüten und Insekten.

In Reclams Universal-Bibliothek erschien: Dr. Kurt Krause, Prof. und Kustos am Botanischen Museum der Universität Berlin: „Blüten und Insekten“. Mit 30 Abbildungen im Text und einer Karte. (Nr. 7067—69.) Geh. Mk. 1.20. in Ganzl. Mk. 2.—. Der Gegenstand des Buches gehört zu den reizvollsten der gesamten biologischen Wissenschaften. Die Beziehungen zwischen Blüten und Insekten sind so eigenartig und in ihrer Eigenart wieder so wechselvoll, daß sich der Leser auf Wunderland zu bewegen glaubt. Das Beste an den geschilderten Naturwundern ist aber, daß jeder Naturfreund sie nachprüfen kann, wozu ihm der Verfasser in einem besonderen Kapitel die Anleitung gibt. Gerade die volle Blütenpracht des Frühlommers lockt zu solcher Betrachtung des wunderbaren Zusammenspiels zwischen Blume und Insekt.

## Haandrezepte

**Um Druckflecken aus Blüsch zu entfernen.** legt man ein recht feuchtes Tuch auf ein heißes Blättereis, darüber den Blüsch mit der linken Seite dem Eisen zugeliegt. Der heiße Dampf zieht von unten durch den Stoff, während man diesen rechtsseitig vorsichtig mit einer weichen Bürste aufraut.

**Zitronen** werden besonders ergiebig im Saft, wenn man sie vor dem Ausdrücken auf die heiße Herdplatte, in die Ofenröhre oder sonst irgend einen warmen Ort legen kann. Durch kräftiges Drücken oder Rollen der Früchte vor dem Ausschneiden erzielt man ebenfalls eine größere Ergiebigkeit.

**Um Bürsten jeder Art lange zu erhalten,** behandle man sie folgendermaßen: Man lege die Bürste stets auf die Borsten, weil sich sonst der Staub sehr leicht dazwischensetzt und die Bürste infolgedessen öfter gereinigt werden muß. Da Rasse die Borsten weich macht, reinige man sie möglichst durch Reiben mit trockener Mandelfleie. Läßt sich ein Waschen mit Wasser und Seife nicht umgehen, so nehme man nur kaltes, nie heißes Wasser. Zum Trocknen lege man die Bürste nie auf den Rücken, weil dadurch die Feuchtigkeit in die Bürstenwand eingießt.



